

Efran J. / Lukens M. / Lukens R., Sprache, Struktur und Wandel Dortmund (Verlag Modernes Lernen) 1992

Eine konstruktivistische Buchbesprechung
Gerhard Jokiel/Ulrich Schlünder/Christiane Geiser

GFK Texte 2, 1995, S. 80-83

Ein Buch über Konstruktivismus auch konstruktivistisch zu besprechen – das war die Idee. Was heisst das? Alles, was wir lesen/hören/innerlich dazu denken (oder besser: ‹rechnen›), entsteht in uns, in unserem eigenen subjektiven Bereich, wir machen das Buch zu dem, was es dann für uns ist. ‹Die Bedeutung des Gesagten bestimmt der Hörer, nicht der Sprecher› heisst es, und das gilt natürlich ebenso für Schreiber und Leser.

Wir haben also den Versuch unternommen, ein- und dasselbe Buch von drei Personen besprechen zu lassen. Sie haben die Texte unabhängig voneinander geschrieben und auch vorab nicht voneinander gelesen – ein Experiment!

Gerhard Jokiel:

Ich möchte von einem Buch berichten, das mich bei der ersten Lektüre gepackt und fasziniert hat und das auch beim zweiten Durchlesen nichts von seinem anregenden Charakter verloren hat.

Die Autoren beschäftigen sich mit der grundlegenden Frage: ‹Was machen wir eigentlich in der Psychotherapie?› und geben darauf originelle Antworten, indem sie die erkenntnistheoretischen Ansätze des Radikalen Konstruktivismus und die Theorie lebender Systeme von Maturana (Autopoiese, Strukturdeterminismus) für die menschliche Interaktion im allgemeinen und für die therapeutische Situation im besonderen ‹übersetzten› und verständlich machen.

Dabei sind diese Theorien nicht einmal so brandneu, als dass sie noch als heisser Tip gehandelt werden könnten: Der Pionier-Aufsatz des Altmeisters des Konstruktivismus, H. von Foerster, (‹Das Konstruieren einer Wirklichkeit›) hat bereits vor 20 Jahren die wissenschaftliche Diskussion belebt, ebenso sind die Ideen von Maturana immerhin schon vor 10–15 Jahren zugänglich gewesen. Und in der Familie der systemischen Therapieformen sind deren Anregungen naturgemäss, weil auf gleichem Boden verwurzelt, aufgegriffen worden und heute dort als ‹State of the Art› anerkannt. So ist es dann auch kein Zufall, dass das Buch von Efran/Lukens im gleichen Verlag erschienen ist, der auch die ‹Zeitschrift für systemische Therapie› herausgibt (deren Gründer übrigens der Übersetzer dieses Buches ist).

Die Qualität dieser Veröffentlichung liegt also nicht in der Neuartigkeit der Theoriebildung, vielmehr darin, dass es den Autoren zum einen gelingt, die verschiedenen theoretischen Ströme stringent zusammenzuführen und in ihrer praktischen Bedeutung für das, was in der Psychotherapie geschieht, fassbar zu machen, und zum anderen, dass sie dies in einer verständlichen Sprache zu Wege bringen (Maturana im Original ist schon noch anderes Kaliber...).

In typisch amerikanischer Manier, d.h. in einer saloppen, erfrischenden Sprache, die auch keine Ehrfurcht kennt vor abendländischen Denktraditionen, die uns manchmal blockieren, können sie die zentralen Aussagen pointiert und manchmal überraschend formulieren.

Kurz gefasst und reichlich abstrakt einige Kernpunkte von Autopoiese und Strukturdeterminismus: Auf neurobiologischen Forschungen basiert die Erkenntnis, dass lebende Wesen – also auch Menschen – autonome und operational geschlossenen Einheiten sind, die sich selbst entsprechend ihrer vorgegebenen Struktur aufrechterhalten. Gleichzeitig wird im ständigen Prozess der Interaktion mit der Umwelt diese Struktur verändert und angepasst, damit das Wesen in seiner Art weiterfunktioniert. Prozess und Struktur beeinflussen sich wechselseitig. Welche spezifische Veränderung solch eine autopoietische Einheit durch die Perturbationen erfährt, die sich aus der strukturellen Koppelung mit der Umwelt ergeben, sind aber unabhängig von der Art der Beeinflussung: lebende Wesen sind autonom.

Operationale Geschlossenheit des Nervensystems bedeutet, dass es trotz rekursiver Interaktionen mit der Umwelt keine objektive Wirklichkeitserfassung gibt – es gibt nur individuelle Wirklichkeiten. Dass trotzdem die

meisten Menschen Gras als grün bezeichnen oder bereit sind, Einfamilienhäuser gegen farbig bedruckte Papierchen einzutauschen, hat nichts mit objektiver Wirklichkeit, sondern nur mit sozialen Konventionen zu tun. ‹Objektivität› muss daher immer in Anführungszeichen gesetzt werden.

Interessanterweise legen die Autoren in Anlehnung an Maturana das Hauptgewicht auf die Sprache bzw. Kommunikation als einen sozialen Handlungsbereich. So wie im alltäglichen Leben gemeinschaftliches Handeln Sinn und Bedeutung schafft, bzw. Handlungen und deren Symbolisierungen sich wechselseitig bedingen und Realität zu dem machen, was wir als solche anerkennen, so schaffen sich Menschen auch den Sinn und Zusammenhang ihrer Lebensgeschichte: Eine ‹Geschichte› (story) wird zur Geschichte (history), könnte man vielleicht auch sagen. Diese Bildung von ‹Geschichte› und Geschichte vollzieht sich in gemeinschaftlichem sprachlichen Handeln, in Konversation. Damit gewinnt die Konversation, das Miteinander-Reden eine viel gewichtigere Bedeutung als die einer blossen Namensgebung für irgendwelche Realität. Sie ist soziales Handeln und entsprechend ihrer lateinischen Ursprungsbedeutung ein ‹Sich-miteinander-Drehen- und Wenden›. Zwei Personen im Gespräch miteinander sind in erster Linie miteinander (strukturelle Koppelung) und erfahren sich in Sprache, verändern sich dadurch und schaffen jeder für sich neue Realitäten. Das ist unausweichlich – jeder Kontakt verändert unsere Realität bzw. unsere ‹Geschichte› der Geschichte.

Sprache und Kommunikation funktionieren eben nicht wie die digitalisierte Übermittlung von Informationen – Bits durch Telefonleitungen: ‹Wenn du nach einem Weg suchst, menschliche Kommunikationsmuster darzustellen, bist du gut beraten, das Telefonmodell völlig beiseite zu legen und stattdessen das Pflegeverhalten von Schimpansen zu untersuchen› (S.99).

Die menschliche Fähigkeit zur Symbolisierung, zur Sprache und zur Konstruktion von ‹Geschichten› schafft aber auch Probleme. Und Psychotherapie ermöglicht einen neuen Handlungsraum, in dem TherapeutIn und KlientIn sprach-handeln, d.h. in Konversation neue Erfahrungen versprachlichen und neue Geschichten konstruieren, die hinsichtlich der eigenen Lebensgeschichte und für das aktuelle Leben andere, vielfältigere, befreiende Möglichkeiten eröffnen. Die Folgerungen, die Efran/Lukens für die Therapie ziehen und für das, was TherapeutInnen und KlientInnen ‹da eigentlich miteinander machen›, entspricht ziemlich genau dem, was im personenzentrierten und dialogorientierten Therapieverständnis aus der humanistischen philosophischen Tradition erwachsen ist. Meines Erachtens ist noch selten (wenn überhaupt) die Theorie von Maturana so verständlich übersetzt worden, ohne dass die konzeptuelle Klarheit und Präzision dabei verlorengegangen wäre. Gleichzeitig ist damit jegliches behandelungstechnische (z.B. medizinische oder behaviorale) Modell der Psychotherapie grundlegend in Frage gestellt.

Aus einer strukturdeterministischen Sicht ist die gezielte Anleitung zur Veränderung, z.B. die geplante Modifikation eines Problemverhaltens, nicht zwingend erfolgreich – denn Menschen sind autonom und handeln ihrer eigenartigen und einzigartigen Struktur entsprechend. Therapie mag Veränderungen anstossen (wie jede Konversation Erfahrungen und Strukturen beider Personen verändert), aber ‹Anweisungen› bewirken nicht notwendig das, was sie beabsichtigen. Die instruktive Interaktion ist ein Mythos, und TherapeutInnen sind gezwungen – so sagen die Autoren – die Vorstellung aufzugeben, sie könnten das mit Instruktion oder Behandlung erreichen, was sie wollen. ‹Die Weisheit dieser Erkenntnis ist für alle offensichtlich, die das Nervensystem genau untersucht oder die mit einem Teenager zusammengelebt haben› (S.114).

Man muss sich damit nicht nur gezwungenermaßen damit abfinden, man kann sich ja auch erleichtert zurücklehnen, wenn einem als TherapeutIn klar wird, dass es nicht einfach Mängel der Kunst sind, wenn nicht passiert, was man sich erhofft. Therapie ist nach Efran/Lukens immer Experiment und Forschungsunternehmen, wo weder die Art noch der Zeitpunkt eines greifbaren Ergebnisses festgelegt sind. Das Wort taucht bei den Autoren des Buches nirgendwo auf, aber vermutlich würden sie sich auch nicht dagegen wehren, wenn man Therapie als einen Tanz bezeichnen würde, eben ein ‹Sich – miteinander-Drehen-und-Wenden›, wo wir gemeinsam mit den Klienten neue Muster und Formen kennenlernen, Grenzen erweitern, neue Spiele spielen und andere Schritte ausprobieren – uns selber neu strukturieren und neue Realitäten konstruieren.

Ich habe mich hier nur auf einige Aspekte dieses Buches konzentriert, viele andere wären als ‹auch noch wichtig!› zu notieren. Das komplexe System dieser Denkrichtung hat noch viele weitere Implikationen, die – aufeinander bezogen – auch noch dazugehören.

Die Farbigkeit und die spielerische Leichtigkeit, nicht zuletzt auch die Integrität und Warmherzigkeit, mit der anspruchsvolle theoretische Materie von den Autoren verständlich gemacht wird, hat mir die Lektüre zu einem lustvollen Zeitvertreib gemacht. Mein Bericht darüber ist das, was meine persönliche Struktur jetzt daraus gemacht hat, also etwas anderes.

Weitere Themen wären nützlich zu diskutieren, z.B. die von den Autoren vorgetragene Orthogonalität in der therapeutischen Interaktion, also die ‹Verstörung› des Klienten durch neue, andersartige Ansichten oder die Erweiterung des Bezugsrahmens im Denksystem des Klienten (in unserer Sprache können das z.B. Leading-Schritte sein). Spannend wäre auch, ihre alternative Definition von Gefühl und das Verständnis von Gefühlsentladungen zu hinterfragen. Sie kommen einem energetischen Verständnis dabei recht nahe, wenn sie Gefühle als ‹körperliche Prädispositionen, die der Handlungsbereitschaft zugrundeliegen, sie unterstützen und hervorbringen› (S. 208) bezeichnen, sie widersprechen sich aber, wenn sie an anderen Orten Gefühle als Ausdruck blockierter Handlungen begreifen.

Die Diskussion könnte aber auch zu weiteren Bereichen hindriften und die Provokationen zum Thema Ursache und Zweck menschlichen Handelns (‹linguistische Erfindungen?›) konversationell behandeln. Wir könnten über Schuld und Verantwortlichkeit diskutieren, uns über die Frage der Konstruktion oder Rekonstruktion der Lebensgeschichte in der Therapie ereifern usw. usf.

Es ist ein facettenreiches, vielseitiges und generalistisches Buch, das die Grundlagen der Psychotherapie erörtert und jede Menge Anregungen auch für eine schulenübergreifende Konversation bieten könnte.

Uli Schlünder:

Wärmestrom

Die ersten hundert Seiten wie in einem Rutsch gelesen, fast zu spät zum Seminar gekommen. Dermaßen pieksig provoziert habe ich mich lange nicht gefühlt, es gibt beinahe ein lustvolles körperliches Gefühl, wie auf einer Schaukel beim Abwärts-Sausen. Hier stellt jemand schonungslos die Fragen, die mich in meiner therapeutischen Arbeit immer wieder vage beunruhigen, denen ich aber bisher lieber nicht konsequent nachgegangen war: Woran orientiere ich mich in meiner Arbeit, was sind meine arbeitstechnischen Grundüberlegungen, wie ist meine Praxis davon abgeleitet? Und weitergehend: mit welchem Recht sitze ich eigentlich da und gebe vor, Menschen helfen zu können, gar HEILEND tätig zu sein? Was ist es, das die Klienten bei mir einfordern können, weil sie sich mit ihren Hoffnungen und mit ihrem Geld an mich wenden?

Der eher lustvolle Kitzel – die Schaukel wird schon halten! – ergab sich für mich aus der vagen Hoffnung, daß auf diese Fragen von den Autoren ja auch noch Antworten kommen mußten, schließlich erwartete ich von einem Fachverlag ja kein Buch mit einer ‹Therapeutenbeschimpfung›. Und die Antworten kamen ja auch und haben mich mit sanftem Sog durch den Rest der 257 Seiten gezogen.

Ich mag jetzt nicht ausführlich nacherzählen, wie die Autoren aus konstruktivistischen Überlegungen Antworten entwickeln, möchte nur einen Faden aufgreifen und einige persönliche Überlegungen dazugeben. Gemäß konstruktivistischer Grundüberzeugung wird individuelle Wahrheit, auch Leidens-Wahrheit von Klienten nach lebensgeschichtlichen Vorgaben und in ‹Zusammenarbeit› mit anderen Menschen konsensuell erzeugt, hat nichts mit der sog. objektiven Realität zu schaffen. Wichtig ist nun, daß dieses ‹Erzeugen› von Wahrheit in (der) Sprache geschieht: ‹mit dem Auftreten von Sprache wird ein beobachtendes >Selbst< erschaffen und Erfahrung bewertet. Diese Erfahrungen modifizieren fortlaufend und rekursiv, was erfahren wird, und führen zu dem selbstreferentiellen Schlamassel, der den PsychotherapeutInnen das Geschäft bringt.› (S. 59)

Hier haben wir beides: die Neigung der Autoren zu einer gewissen Schnoddrigkeit und die Aufforderung zu Respekt für das, was Menschen sich in ihrer Sprache erschaffen. Besagte Schnoddrigkeit findet sich bei vielen Konstruktivisten, da klingt mir oft eine kaum verhüllte Mentalität von nicht-ernst-Nehmen und die Machbarkeitsgrandiosität von schlechten Verkäufern an: die Leute glauben, was wir ihnen aufschwätzen, man muß es nur geschickt genug anstellen. Und mit dieser Haltung lassen sich Waschmaschinen verkaufen, so wie depressive Kognitionen ‹umdrehen›, nicht wahr Herr Watzlawick, Bandler, Grinder, deShazar? Diese Option könnte man vielleicht den ‹Kältestrom› des Konstruktivismus nennen, in Anlehnung an eine Formulierung Ernst Blochs. Wenn nichts stimmt, nichts wahr ist, dann gibt es auch keine Verbindlichkeit und keinen Respekt vor der Wahrheit des Anderen.

Dagegen steht der ‹Wärmestrom› des Konstruktivismus, zu dem die Autoren letztendlich neigen: ‹Obwohl wir die Auffassung verstehen (...), daß Bedeutungen soziale Konstruktionen sind, heißt das nicht, sie nach Lust und Laune zu verändern. An einer Kultur teilzuhaben, ist eine Verpflichtung, sich an akzeptierte Sprachkonventionen zu halten. Kapriziöse Umdeutungen von Handlungen um des kurzfristigen Vorteils willen könne unerwartete, versteckte, langfristige Risiken bergen. Wenn du die Verbal-Währung dieses Landes (dieses Menschen! U.S.) jetzt abwertest, ist es schwierig, später den inflationären Auswirkungen zu entgehen.› (S. 153) Und: ‹Eine der

wichtigsten Fertigkeiten, die TherapeutInnen ihren KlientInnen anzubieten haben, ist Vertrauenswürdigkeit (. . .).
...Menschen zu helfen, offen zu reden, ist der Kernpunkt des therapeutischen Unternehmens... (S. 156/157).
Oder: «Therapie schafft einen Raum, wo Menschen ihren eigenen Geschichten lauschen und zusammen kommen können, um unerkannte Wünsche und Annahmen, die diese Geschichten enthalten, anzuerkennen.» (S. 234)

Da sind wir, kurz vor der Formulierung des personenzentrierten Therapieansatzes! Oder, anders herum gesagt: hier gibt es eine theoretische Unterfütterung für den personenzentrierten Ansatz, der auf der Höhe der Philosophie und der Epistemologie unserer Zeit ist. Ein spannendes Buch, launig geschrieben und vollgepfropft mit Alltags-Weisheit. Es gibt keine Wahrheit, nur Verantwortung (v. Foerster), und es gibt auch Respekt für den Reim, den wir alle uns, jeder für sich und alle gemeinsam, auf unsere Geschichte und unsere Welt machen. Dieses Buch zeigt in seinen besten Passagen, warum es vernünftig ist, nicht «nur» moralisch, Achtung für den Mitmenschen zu haben. Das finde ich ausgesprochen hilfreich und ermutigend in einer Zeit, in der ein starker Effizienz- und Legitimationsdruck auf unserer Art zu arbeiten lastet.

Christiane Geiser:

Dritte Lesung. Seltsam, wie sich Bücher verändern (oder bin das ich, die sich verändert?). Bei jedem Neu-Lesen steht etwas drin, das vorher nicht dort stand (oder habe ich es vorher schlicht nicht wahrgenommen?).

Aufmerksam wurde ich auf das Buch durch eine kurze lobende Besprechung im «Psychologie heute» vom Juni 1993. «Maturanas Theorie biologischer Systeme auf die Psychotherapie übertragen» hiess es da – das war doch genau das, woran wir selber schon eine Weile lang herumdachten!

Und schon beim Lesen des Vorworts von Marianne Krüll (die ich später auch als Autorin schätzen gelernt habe) gab es ein tiefes, klares Gefühl von Wiedererkennen und Richtigkeit, von Verträglichkeit mit dem klientenzentrierten Ansatz, von einer Hintergrundtheorie, in die ich mich aufatmend für eine Weile hineinbegeben könnte.

Marianne Krüll schreibt: «Ich war wie elektrisiert von dem Gedanken, dass ich die Realität «da draussen» als Produkt meiner Sinne, meines Nervensystems, meiner Symbolisierungsfähigkeit betrachten kann, mehr noch: dass auch ich von anderen Menschen mit deren Sinnen, deren Nervensystem, deren Symbolisierungsformen als deren jeweils besondere Realität für-wahr-genommen werde. ...Meine Wirklichkeit war nicht notwendigerweise auch die meines Gegenübers. Die Vielfalt der möglichen Realitäten stellte sich als eine gänzlich neue Herausforderung dar, in meinem eigenen Leben wie auch im politisch-sozio-kulturellen Umfeld mit anderen Menschen gemeinsame Wirklichkeiten zu schaffen. Wenn ich ernsthaft nur noch davon ausging, dass wir uns auf diejenige Wirklichkeit, die «wirklich» sein soll, einigen müssen, trage ich, tragen diejenigen, die mit mir diese konsensuelle Realität schaffen, für unser Konstrukt Verantwortung».

Das ist für mich der «warme» Konstruktivismus, wie Uli Schlünder ihn abgrenzend gegenüber dem «kalten» Konstruktivismus in einer unserer Diskussionen genannt hat. Befreiend und erleichternd vielleicht für mich persönlich, weil er Themen in den Mittelpunkt stellt, die durch meine persönliche Strukturgebundenheit ohnehin immer schon meine Arbeit und mein Privatleben geprägt haben.

Beim Lesen dann verschiedene Zustände: Heiterkeit (es ist ein humorvolles Buch!), Stutzig-Werden, Erfrischt-Sein, Mich-Aufregen, Nicken, den-Kopf-Schütteln. Ein anti-depressives, mutmachendes Buch: wie tief ich mich auch immer in den Geschichten meiner KlientInnen oder, schlimmer noch, meiner eigenen verfangen, nach ein paar Seiten Lektüre fühle ich mich wie von Spinnweben befreit, gut durchgeatmet, sanft und nachdrücklich durchgeschüttelt, mit neuem Freiraum beschenkt. Auch beim Nachmal-Lesen tritt dieser Effekt ein, für mich ein Zeichen von Qualität.

Erfrischend für mich als weibliche Leserin auch die deutsche Übersetzung: da wird konsequent immer von beiden Formen, der männlichen und weiblichen, gesprochen, und mit der Zeit stellt sich bei mir ein «natürliches» Lesegefühl ein ohne die ständige Übersetzerei, KlientInnen und TherapeutInnen sind gemeint, so ist doch meine «Wirklichkeit», nur ab und zu stutze ich, wenn z.B. von «plastischen ChirurgInnen» oder «allen AtomphysikerInnen» die Rede ist. Dann gibt es einen kleinen Bruch in dem, was wir konsensuell gewöhnt sind, und das gefällt mir.

Zwei Aspekte aus dem reichhaltigen Inhalt beschäftigen mich zur Zeit besonders:

Therapie als Erziehung: «Was können wir realistisch von einer Psychotherapie erwarten?» fragen die Autoren und geben die Antwort: «In Therapie stellen KlientInnen und TherapeutInnen sich selber und sich

gegenseitig Fragen über die Bedeutung des Lebens und über ihre Beziehung zu anderen in der Gesellschaft. KlientInnen kommen, um sich helfen zu lassen, wenn ihr eigener (Nach)forschungsprozess feststeckt, wenn sie die Antworten nicht finden, die sie in dem begrenzten Rahmen, den sie benutzen, brauchen. Als TherapeutInnen – ErzieherInnen lehren, leiten, erkunden und beeinflussen wir. Wir helfen bei der Formulierung besserer Fragen, die zu produktiveren und interessanteren Antworten führen. Gute Fragen sind solche, die mehr Optionen der Lebensgestaltung hervorbringen. Und das im Zeitalter der Kämpfe um Krankenkassengelder und der Festschreibung von ‹krank› und ‹gesund›?

Freud und Leid der beginnenden Selbstreflexivität in der Entwicklung, der einsetzenden Symbolisierungsfähigkeit durch Sprache: wieviel ermöglicht sie uns, und wieviel Leiden entsteht? Die Autoren beschreiben es so: ‹Ein Bär kann mit seinen Pfoten in einer Falle gefangen sein, aber – da er nicht die ‹Gabe› der Sprache besitzt – fragt er sich nicht, warum er sich die Mühe machte, an jenem Morgen aufzustehen. Nur Menschen machen sich durch den Gebrauch von Sprache und Symbolen Sorgen, wie lange ihr Leiden andauern wird und ob die Strafe dem Vergehen angemessen ist. Sprache macht Menschen offen für eindringlichere Formen von Leiden und Verzweiflung als die Formen, die Mitglieder einer anderen Spezies bedrängen›. Obwohl die Autoren den Begriff ‹Sprache› umfassend verwenden (‹alle Formen von Symbolisierungen, zu denen Menschen imstande sind›), frage ich mich doch als Körperpsychotherapeutin, wo die nicht-verbale, körperliche Ausdrucksmöglichkeit ihren Platz hat, ob nicht die Sprache bei den Konstruktivisten überhaupt einen zu hohen Stellenwert hat. Einen interessanten Ansatz zum Weiterdiskutieren vertritt Marianne Krüll in ihrem Aufsatz ‹Das rekursive Denken im radikalen Konstruktivismus und im Feminismus› (in dem von ihr 1990 herausgegebenen Sammelband ‹Wege aus der männlichen Wissenschaft›) Dort unterscheidet sie ‹sprachlich-symbolisch-konsensuell› und ‹sinnlich-konsensuell› vor allem in Hinblick darauf, was Mädchen und Jungen im Laufe ihrer Entwicklung für verschiedene körperliche sinnliche Erfahrungen machen und wie diese das konsensuelle (!) Denken und Handeln prägen.

Wir behelligen im Moment sämtliche AusbildungsteilnehmerInnen mit dem ‹grünen Buch›, machen auch interessante Erfahrungen damit. Vor allem die, nicht zu früh damit zu beginnen: Es ist, als ob die gewohnte Weltsicht erst einmal, auch in der Ausbildung, eine Weile festgehalten werden müsste, bevor sie zugunsten dieses nicht-kausalen, interaktiven Driftens in den Hintergrund treten kann.